

Heimat.

Von

Johannes Heinrich Braack-Quisburg.

(Nachdruck verboten.)

Frägt den Schiffer am Strom:
Wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Käufte um Vollen wie Jagen gefalst,
Kranzengrafel, Kettengeltir,
Kollengestampf und Sirengeschwir,
Seiber an Steuern und Segel geschmalt
Arbeit, Arbeit heißt dieses Land.

Frägt berufte Gesichter in Hallen,
Wo Hämmer aus glühende Eisen fallen,
Wo Menschen mit Erzen und Erden ringen,
Wo Pressen rasen und Bendel schwingen
Frägt: wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Frägt die Toten:
Wie heißt dieses Land?

Alle, die wir in Weihen ruh'n,
Hatten zu sorgen, hatten zu tun,
Sahen in Kreuze und Jochen gebüht,
Diese hat Arbeit in Arbeit erslagen,
Verbohen die Brust und der Schädel gerüht,
Jeder, ob reichen, ob armen Gewands,
War Knecht der Erde, Knappe des Lands.

Frägt die Toten:
Wie heißt dieses Land?

Arbeit, Arbeit wird es genannt.

Peterstraße.

Stizze von
J. Tamm.

(Nachdruck verboten.)

Eines Morgens als die Peterstraße Nachbarn sich vor den Haustüren begegneten, sprach es sich herum, daß der alte Brötner in der Nacht plötzlich gestorben war. Das hatte man nicht erwartet. Zwar war der alte Mann schon längere Zeit nicht mehr sehr auf den Beinen gewesen. Trotzdem waren alle über das plötzliche Ende erstaunt und erschreckt. Unwillkürlich waren sie einen Scheuen, bedauerlichen Blick nach den Fenstern der Brötnerischen Wohnung. Es war jedoch nichts Ungeheuerliches zu sehen. Man hörte weder lautes Wehklagen, noch sah man jemand von der Familie, von dem man hätte Näheres erfahren können. So erging man sich, nachdem man eine Weile mit ernstlichen wichtigen Mienen und Worten dem Trauerfall Gemüthe getan hatte, in allseitigen Besprechungen und Vermutungen.

Es gab da unter den Nachbarinnen manches zu erzählen, was man einfach nicht unbefrohen lassen konnte. Nun, bei diesem Trauerfall hatte man so recht Anlaß, die familiären und finanziellen Angelegenheiten der Familie nach allen Seiten zu beleuchten. Interessant war es auch, in welcher Aufmachung die Förmlichkeiten, die bei einem Trauerfall

nun einmal unumgänglich waren, von Statten gingen. Vor allen Dingen mußte doch der Familie daran gelegen sein, sich unnötige Kosten zu ersparen, da sie ohnehin durch den Tod des Familiengeldes geschwächte Einnahmen bezog. Und wie würden sie es mit der Beschaffung der jetzt so teuren Trauerkleidung halten?

Es war nicht schwer, sich in die Lage der Familie hinein zu denken. Die Peterstraße Nachbarn wußten, wie es in solchen Tagen um einen hand. Sie wußten, daß es sich nicht allein darum handelte, zu trauern und zu weinen. Man durfte sich nicht gehen lassen. Man mußte es den Leuten rechtzumachen. Man durfte sie nicht durch unnötigen Aufwand reizen, man durfte auch nicht ihren Spott und ihre Genugtuung herausfordern, indem man sich nach dem letzten Geldbeutel richtete. Aber auch we demjenigen, der über dem Verbleiben, den äußeren Anforderungen gerecht zu werden, vergaß, den Schmerz, die Tränen zu setzen.

Als die Peterstraße an diesem Morgen auseinander gingen, hatten sie vorläufig ihrem Bedürfnis, sich über den Trauerfall der Familie Brötner einig zu werden, genügt. Mehr ließ sich vorberhand nicht sagen. Nun hieß es abwarten.

Gegen Abend desselben Tages war in der Wohnung der Familie Brötner ein beständiges Kommen und Gehen von Leuten, die ihr Beileid ausdrückten. Es war alles in bester Ordnung. Der Sarg, das Stroh, die ganze Einrichtung, alles machte den besten Eindruck. Die Nachbarinnen bemerften mit stummem Staunen Neuanschaffungen, die gemacht worden waren. Frau Amalie Boegens erlachte auf einem Beil im Schlafzimmer eine Auswahl eleganter Trauerkleider. Ja, groß hatten es Brötner immer schon im Kopf gehabt. Na, den Nachbarn brauchen sie nichts vorzumachen. Man wußte, wie es um sie hand. Aber etwas aber ließ sich nicht sehen. Da war nämlich noch eine verheiratete Tochter, die sich heimlich trauen lassen und nun in einer entfernten Großstadt wohnte. Sollte man denn diese Tochter, über deren Schicksal die Nachbarn bis heute noch im Unklaren waren, nicht wenigstens bei der Beerdigung zu sehen bekommen. Nun sollte schon der Totenwagen durch die Straße. Auf dem Trottoir stauten sich schwarze Reihen von Leuten. Man hand zusammen, redete noch wohlwollend über den Toten, lobte das Wetter und wartete. Man hatte als Nachbar seine Pflicht getan. Nun hieß es noch, die letzte Ehre zu erweisen.

Und da wurde auch schon der Sarg herausgebracht. Man hörte das Schluchzen und Weinen verheirateter Frauen. Ein kurzes Kommando des Aufsehers, ein Aufstehen der Pferdehufe und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es war ein ganz stattlicher Zug von Leidtragenden. Man erinnerte an das Begräbnis der alten Frau Stegmann, die kürzlich gestorben war und bei der nicht halb so viele Leute mitgegangen waren. Das hat nur daher, weil die Frau nichts aus sich gemacht hatte und immer so unscheinbar untergegangen war. Und man warf einen besorgenden Blick nach vorn, wo die Familie des Gestorbenen stolz und würdig trauernd dahinschritt.

Es war bereits alles beschossen, was einen in den letzten Tagen bewegt hatte. Aber da waren unter dem Schlagschlag wieder andere Gedanken, mit denen es sich lohnte, alles wieder durchzusprechen. Da waren zum Beispiel Mieter, die vor Jahren einmal bei Brötner's gewohnt und wegen Kinderfreizeitigkeiten ausgesogen waren. Und da war unter Anderen eine Näherin, die sich einmal für einen der Brötner'schen Söhne interessiert hatte. Und so er-

zählte man, wie am Abend vor der Beerdigung die unglücklich verheiratete Tochter verabschiedet und verabschiedet heim gekommen war, in einem armenförmigen Kattunkleid. Und wie sich dann die Geschwister aufzusammengetan hätten, um der Aermsten eine anständige Trauerkleidung zu beschaffen. Aber man brauche sie nur einmal anzusehen. Das Kleid würde ihr ja doch zu allen Knöpfchen heraussehen. Und weiter erzählte man, wie die eine Schwötergerochter nicht hatte mit der Beerdigung gehen wollen, weil die alten Brötner's sie nicht gemocht hätten.

Unterdesseu war man auf dem Friedhof, hoch überm Ort, angekommen. Man drängte sich um die offene Grube, Aufschlüssen weinender Frauen, die ruhige lebensschaffende Stimme des Geistlichen, Totengräber mit stumpfer alltäglicher Miene, es war wie immer. Auch das letzte, eigenartige Räubern besahlich einen, wie überall, wo man den Tod mittert.

Aber dann ging man wieder mit beschleunigten Schritten hinunter, dem Leben entgegen. Man war gerade gut angezogen, es war ein schönes mildes Wetter, überall, in den Schaufenstern, auf den Straßen gab es etwas zu sehen. So schlenderte man gemächlich durch die Straßen, über den Marktplatz. Nur als man an einem Bäderladen vorbeikam, dachte man daran, daß jetzt bei Brötner's der Tisch mit gutem Kaffee und Kuchen für die Gäste gerichtet werde. Und dann kam man heim in die wieder still und alltäglich daliegende Peterstraße und man sagte vielleicht: „So, nun ist der alte Brötner auch schon dort drüben.“

Ein Geständnis.

Stizze von
Georg Perlich.

(Nachdruck verboten.)

In einer Abendgesellschaft bei einem bekannten Finanzmann trafen ja nach Jahren zufällig wieder zusammen. Er kam häufiger in das Haus des Reichthums — immer wenn eine Gesellschaft gegeben wurde, zu der auch irgend eine Songesgräbe geladen war. In der Regel wurde dieser Einladung gern entsprochen, denn der Vortrag einiger Seit wurde für sich belohnt. Für ihn, den Begleiter am Fingel, war das reichende Entgelt freilich nicht füglich — nur ganze zwanzig Mark! Aber er nahm es mit.

Und es war ihm im allgemeinen gleichgültig, wer da sang. Es verdros ihn nur, wenn ein Dilettant zur Unterhaltung der Gäste etwas beitragen wollte. Klappe die Sache dann nicht, und sie lachte selten, so war stets der „Herr am Fingel“ schuld. Dann hatte er entweder zu schnell oder zu langsam, zu laut oder zu leise geleistet. Und er mußte den unbedeutenden Vorwurf hülweisend einfließen.

Die Veranlassigung, daß an dem Abend die Paula Erich singen würde, verriet ihm jedoch in starker Erregung.

Die plötzliche zur Berühmtheit gelangte noch jugendliche Sängerin befand sich auf der Durchreise nach Amerika, wo für eine zweimonatliche Tournee ein Verabmägen wüthte.

Der Kommerzienrat, der banon in der Zeitung gelesen, hatte die Sängerin im Hotel aufgesucht, und seiner Bestimmung war es geglikt, sie zu der privaten Konzertleistung in seinem Salon zu bewegen.

Als sie ebenfalls bei ihrem Rundzuge durch die prächtigen Räume den Pianisten bemerkte, der sich bei ihm in den Hintergrund hielt, suchte sie und trat dann rasch auf ihn zu.

Ihm beide Hände entgegenstreckend, rief sie in freudiger Ueberrumpfung: „Maestro di cap!ia! Herr Hofer! Das ist mir aber ein liebes Wiedersehen! Seien Sie herzlich gegrüßt.“

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von

Hermann Wagner.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann wunderte er sich darüber, daß der Herr Werkführer Karl Heinrich Moer, er noch niemals Veranlassung genommen hatte, den Eltern seiner Braut einen Besuch abzustatten. Keinen vertraulichen längeren Besuch natürlich — denn zwischen einem Mann, der einer der tüchtigsten Werkführer bei der A. E. B., und einem Menschen, der nur Hausbesorger bei Pfalz Köhn war, bestanden selbstverständlich soziale und auch Bildungsunterschiede, die nicht gut zu überbrücken waren —, aber doch zu ein kleines Büchlein, so einen kaum in Betracht kommenden Abhieder so um Vorübergehen nur, der Gelegenheit gegeben hätte, sich gegenseitig davon zu überzeugen, daß man tatsächlich lebte, daß man nicht etwa eine bloße Webilde der Phantasie war!

In solch einer schwachen Stunde äußerte Emil Knebel diese seine Gedanken gegenüber seiner Frau. Doch die Knebelin schüttelte den Kopf und lächelte überlegen. Es bestanden in keiner Hinsicht weder Zweifel noch Gefahren. Sie mußte das bejahen. Denn —

„Du hab' ihn gesehen, Moiern,“ verkündete sie triumphierend, „mit meine eigene Augen hab' ich ihn gesehen, und er hat auch mit mir sehr lebhaft geredet.“

„Du hast ihn gesehen?“ fragte Emil Knebel fast atemlos.

„So wahr ich hier sehe, ich hab' Moiern gesehen!“ In der Tat, die Knebelin war nicht die Frau, die leicht alles glaubte oder die sich ohne weiteres etwas vormachen ließ. Ohne daß diese es ahnte, war sie ihrer Tochter längst nachgegangen. Und als Guste dann mit dem Herrn, der der Werkführer Karl Heinrich Moier war, zusammengetroffen war, hat sie, die An. B. L., inoffiziell um die nichts ahnenden beiden einen Vogen gemacht, um ihnen dann selbst direkt in die Arme zu laufen.

Guste war bei dieser unermuteten Begegnung ganz rot geworden, Moier dagegen — daran erkannte man sein gutes Gemüthe! — war gar nicht einmal verlegen gewesen. Sehr artig hatte er, nachdem ihm Guste einen Wink gegeben hatte, den Hut gezogen, — den Hut gezogen vor ihr, der Knebelin!

„Und er war ja nicht einmal ein Hut, — er war ein Zylinder!“ schloß die Knebelin ihren Bericht. „Und einen Zylinder tragen nur Männer, die mit b. b. b. b.“

Damit beruhigte sich auch Emil Knebel. „Der Werkführer,“ murmelte er, „und doch einen Zylinder! Vor dreißig Jahren, — wenn bei hätte ein Werkführer risikieren wollen! Na ja, die Zeiten . . .“

Auf einen großen Ah geschloß auch ein großer Keil. Wer einem andern seine Beachtung ausdrückt, der darf sich nicht wundern, wenn jener ihm seine Hochachtung entzieht, und wer an seinen Nächsten die Anforderung richtet, sich zu schämen, der erhält häufig die Antwort, er habe selbst keine Ursache, stolz auf sich zu sein. Die Ursache stolz auf sich zu sein, hatte Stillfried zum Beispiel gar nicht. Und er war es auch nicht, er war das Gegenstück davon, nämlich geküht. Zerbrochen war der Zerbrochenen, zugrunde gerichtet, des Le. ens überdrüssig. Denn er hatte einen Brief erhalten. Und dieser Brief war von Guste.

Er war die Antwort Gustes auf den Brief, den er ihr geschrieben hatte. Sein Brief hatte aus sechs bis acht beschriebenen Seiten bestanden, der ihr bestand nur aus ebensoviele Zeilen. Und doch sah sich hart auf diesem engen Raume, die Dinge, die keine Schmeichelein waren. Stillfried höhnzte. War es denn wirklich die Wahrheit? War es die Möglichkeit, daß ihm jenes Mädchen so schrieb, — jene Guste, von der er einst die Versicherung erhalten hatte, sie sei gegebenenfalls bereit, mit ihm zu sterben?

Ach nein, sie dachte gar nicht daran, mit ihm zu sterben, sie zog es vor, mit einem anderen zu leben,

Leblich zu leben, wie sie sich nicht entblödete, zu schreiben! Mit jenem anderen, den sie als einen wahren Kavaler bezeichnete, als einen Mann, der ihr erst die Ueberzeugung beigebracht habe, daß es überhaupt noch Männer gebe! Denn er, Stillfried, wäre ja doch nur eine Nummer!

Stillfried höhnzte. Er höhnzte, rang die Hände und raunte sich das Haar. Es war eigentlich schade um seinen sauberen Scheitel, aber wenn denkt an seine Freizit, wenn er eben dabei ist, einen schweren seilfassen Kampf zu kämpfen! Den kämpfte Stillfried. Und er hatte das Gefühl, daß er in dem Kampfe nicht Sieger bleiben würde.

Ein Mensch, der im Begriffe ist zusammenzubrechen, greift unwillkürlich nach einer Stütze, an der er sich festhalten könnte. Solcher Stützen gab es in der Familie Aman etliche. Zum Beispiel Frau Cäcilie Aman.

Stillfried fragte ihr sein Leid. Er tat es mit Worten, die aus Herz rührten. Welches Organ wäre aber wohl an Frau Cäcilie Aman jenseitiger gewesen als ihr Herz? Stillfried kam mit seiner vererbten Liebe durchdars an die richtige Adresse.

Er weinte, und Frau Cäcilie Aman weinte mit. Als sie eine lange Zeit gemeinsam geweint hatten, fuhr Frau Cäcilie Aman mit einem seidenen Taschentuch über ihre Augen, während sich Stillfried die Tränen mit dem Kermel seines Moders abwischte. Frau Cäcilie Aman seufzte, und Stillfried schmeuzte sich. Darauf ergieß die Mutter das Wort und ließ es sogleich nicht wieder los. Sie erzählte die Geschichte ihrer leider ansichtslos geliebten Liebe zu dem ersten Helden und Liebhaber vom Stadttheater in Breslau, Stillfried Köbel.

„So ist das Leben,“ sagte Frau Cäcilie Aman, „unser schönste Sehnsucht bleibt immer unerfüllt.“

„Was soll ich tun?“ höhnzte Stillfried.

„Entsagen, lieber Stillfried. Entsagen, wie auch deine Mutter entsagen mußte. Im Entsagen liegt etwas Gutes.“

Es liegt aber auch etwas sehr Schmerzliches darin, und deshalb sah sich Stillfried nach einer zweiten Stütze um, an der er sich aufrichten könnte, und eilte zu Lantse Gene.

Seine Wangen färbte eine lebhafte Röte. „Auch ich freue mich —“ flüsterete er — „freue mich überherber!“

„Wie geht es Ihnen? Selbstverständlich gut!“

„D — ich bin zufrieden.“

„Vortrefflich! Wieder müssen wir beide uns zu erzählen haben! Sie von sich — ich von mir! Wie lange ist es eigentlich her, daß wir zusammen im Engagement waren?“

„Sechs Jahre!“

„Doch schon solange? Ach, das war eine Zeit! Ich denke noch manchmal daran zurück, wie wir den Kopf verloren, als unsere Opern-Stationen in der Adernart ein so laßes Ende nahen! Der Herr Direktor ließ uns treulos im Stich, wobei er vergaß, die fertigen Gagen zu zahlen, und wir stoben in alle Winde auseinander.“

„Sie lachte — auch ihr Lachen war liebliche Musik — und er stimmte schüchtern mit ein, aber es klang gewunden.“

Der Hausherr, der der Meinung war, daß die Künstlerin schon viel zu viel von ihrer kostbaren Zeit an den Klavier-Spieler verschwendet hatte, benutzte die Gesprächspause, um ihr wieder den Arm zu bieten.

„Wenn ich bitten dürfte, gnädiges Fräulein —“

„Sie kiffte widerstrebend Folge.“

„Nun, bei Tisch mehr von unseren Erinnerungen, Maestro. Sie sitzen doch in meiner Nähe?“

Jetzt wurde Hofer dunkelrot.

„Ich spiele nicht mit den Herrschaften,“ antwortete er demüthig, „ich bleibe im Vorzimmer, bis ich zu den Vorträgen gerufen werde.“

Paula Crügs Züge wurden ernst.

Sie hatte begriffen.

„Ich rede aber darauf,“ sagte sie mit erhobener Stimme, „daß wir nachher unsere Unterhaltung fortsetzen. Sie müssen für Ihre alte Kollegin schon ein ganzes oder halbes Ständchen übrig haben. Abgemacht!“

Und wieder reichte sie ihm die Hand, bevor sie an der Seite des Kommerzienrats weiter schritt.

Während der Unterhaltung wurde aber nichts. Wenn die Künstlerin nicht sprach, war sie sonst beständig in Anspruch genommen, und als sie endlich dazu kam, sich nach Hofer umzusehen, war dieser verschwunden.

Aber tags darauf erhielt sie von ihm einen Brief. Der lautete:

„Sie haben mich gestern mit Freundschaft überhäufelt — aus angeborener Güte, aus Hochherzigkeit! Es war aber auch eine Art Vergeltung! Ich weiß, nichts bei Ihnen ferner gelegen — trotzdem, ich hab's so empfunden, so empfunden müssen, weil ich mit einer Schuld behaftet war. Und weshalb? Als Sie vor sechs Jahren als Anfängerin durch die Provinz mitgezogen, als Sie eine Enttäuschung nach der anderen miterlebten und mehr darunter litten als wir, für die dieser Jammer nichts neues war, da empfing es mich nicht, daß Ihr Selbstvertrauen schwand, daß Sie an sich irre zu werden begannen. Damals glaubte ich noch an meine Zukunft, nur an meine, und hatte für die Zukunftslösen nichts als geringfügiges Bedauern. Und wenn ich Sie sich mähen und hämsen sah, dachte ich: wie tödlich ist dieses Mähen. Es hat Elternhaus, Familie, ein bespültes, sorgenfreies Leben geopfert, um dieses lässliche Kos einzuhalten, um noch jahrelang'm vergeblichen Ringen wachselnähig ganz niederzulegen. Schon viele befehen gröhres Talent und waren froh, wenn sie beim Chor eine letzte Auftrittsrolle fanden. Wäre ihr besser ergehen? Gewiß nicht. Und da nahm ich mir vor, Sie von Ihren Vätern abzubringen. Ihre Träume von Erfolg und Ruhm zu zerlösen. Sie vertrauten mir, meinem Urteil, woran überzeugt, daß ich Ihnen wohlgefinnt sei, und so hätte ich es wohl vermocht, Sie zum Verzicht auf Ihre künstlerische Laufbahn zu bestimmen. Gernimm Sie sich, daß ich Ihnen auf den Proben nichts mehr nachsah, daß Sie wiederholt über meine Strenge klagten, Tränen darüber vergossen? Das war das erste Stadium meines Abstreifungsverfahrens! Es wäre schlimmer gekommen, viel schlimmer, ich würde nicht eher gerührt haben, als bis ich Ihnen Ihren Vorjah verleidet gehabt hätte. Aber Ihr guter Genius wachte über Sie und verdrast mit dem Konzept. Er bewirkte, daß die Ebe in unserer Theater-Lasse chronisch wurde, daß unser Direktor den Mut verlor, daß unser Ensemble sich vorzeitig auflöste.“

So entrannten Sie meinem Einfluß, und auf sich selbst gestellt, gingen Sie mit vielen Schritten aufwärts, zur Höhe hinauf. Wohin mein Weg führte, wissen Sie seit dem gestrigen Abend. Ich schäme mich! Nicht deshalb, weil ich auf der Estrade geblieben bin, der ich allein ans Ziel zu kommen wählte, sondern weil ich Ihnen dieses Geständnis abgeben muß. Ich habe Sie noch befohlen, aber fast wäre ich zum Dieb an Ihnen geworden. Und nun ich Sie gestern fangen gehört habe, weiß ich erst, wie schwer ich mich an Ihnen und an „meiner Kunst“ verlobigt haben würde! Das ist mir ein P — ich, niederdrückender Gebante, und in schlafloser Nacht! — es mich, Ihnen diese Beichte abzugeben, damit Sie mich nicht mehr bedauern mögen, wenn Sie sich meiner erinnern. Leben Sie wohl!“

Paula Crügs las den Brief und las ihn ein zweites Mal. Dann beantwortete sie ihn wie folgt:

„Maestro di capella! Wunderlicher Mensch! Kommen Sie noch heute vor meiner Adresse zu mir, kommen Sie auf jeden Fall! Ich verpöche Ihnen auch, nicht gütig und hochherzig, sondern nur wahr und aufrichtig sein zu wollen, wie es eine alte Freundin sein soll. Doch ich das noch zu sein wünsche, nachdem ich Ihr Geständnis gelesen, daß ich es nunmehr erst recht zu sein wünsche, verlangt eine längere Begründung, die ich Ihnen gern mündlich geben möchte. Also kommen Sie!“

Das teure Müttelgeffen. Der englische Schriftsteller Ralph Nevill, Sohn der verstorbenen Lady Nevill, einer der ersten „Grandes Dames“ zur Zeit der Königin Victoria, erzählt in seinem letzten Buch eine lustige Geschichte aus einem berühmten Pariser Restaurant. Dieses Restaurant war so luxuriös, daß nur die Reichsten wagen konnten, es zu besuchen. Das Essen wurde auf Silber getischt, manchmal sogar auf Gold, wenn es besonders reich und bekannte Gäste waren. Einem solchen Gast und seiner Dame war gerade eine königliche Mahlzeit auf Gold gereicht worden und er forderte die Rechnung. Er war aber doch etwas verblüfft, als er die Summe von 5000 Francs sah, ließ sich den Oberkellner rufen und bat um Aufklärung. 2000 Francs für das Essen sei schon recht, meinte er, aber was sollend je 3000 Francs bedeuten, bei denen nur einige unsterbliche Kräftelehen je leben sehen? — „Das, Herr Graf,“ flüsterete der Oberkellner ihm ins Ohr, „ist für den Köffel und die Gabeln, die Madame in dem Strumpf gesteckt hat.“ Die Rechnung wurde ohne Protest bezahlt.

Vor der Verhandlung gegen den französischen Blaubart. In dem Verfahren gegen den französischen Blaubart, der beschuldigt wird, daß Frauen und einen Knaben umgebracht zu haben, und ihre Körper in einem Ofen verbrannt zu haben, und jetzt Beweisaufnahme nach Verlaßes gestrich worden, wo die Verhandlung stattfinden soll. Sie sind so zahlreich, daß sie einen ganzen Abdeiwagen füllen; es befinden sich darunter ein Gefäß, ein Armstuhl, ein Schrank voll Möbel, eine Anzahl von Rufen und Kellefener sowie der berühmte Den und ein Kasten mit Wäsche. Als seine Sachen antamen, machte man Andru in seiner Zelle davon Mitteilung und fragte ihn, ob er einen Wunsch habe. Er lachte jedoch nur und sagte: „Meine Möbel sind also hier, und man braucht nur noch den Restlichen einzuschlagen.“ Die Nachfrage nach Wäßen für die Verhandlung ist außerordentlich groß, aber es wird viele Enttäuschung geben; denn es steht wenig Raum zur Verfügung, und es ist eine sehr große Anzahl von Rarten an bevorzugte Personen abgegeben worden.

Englischer Humor. (Die neue Reihe im 300.) Ich war kürzlich, so wird in einer englischen Zeitung erzählt, im Inlettenhaus des Londoner Zoo, und bewunderte einen und gebauenen hieseligen Seidenpinner, der gerade aus seinem Kofon geschlüpft war und seine Flügel ausbreitete, die 15 bis 20 Zentimeter Spannweite hatten. Während ich in diese Betrachtung verfallen war, näherte sich mir eine etwas übertragene Person und fragte mich: „Bitte, können Sie mir sagen, ob es diese Motte auch in England gibt?“ Dabei deutete sie auf das riesige Insekt. „Gott sei Dank!“ lautete die aus tiefstem Herzen auf, als ich ihre Frage verneinte. Die Inzucht ihres Erleichterungsheizers veranlaßt mich, sie nach dem Grund zu fragen. „Ich dachte an meine Pelse,“ war die Antwort.

Die Gefahr vagenbüttender Schiffstrümmen. Nach der offiziellen Statistik des hydrographischen Amtes der Vereinigten Staaten ereiden alljährlich im Nordatlantik durchschnittlich acht Schiffe hooaride nach Zusammenstoß mit im Fahrwasser treibenden Wracks, d n schwimmenden Ueberresten verunglückter Schiffe. Durchschnittlich treiben in diesem Teil des Ozeans nicht weniger als dreißig Wracks, die die Schiffahrt gefährden. Die gefährlichsten dieser dazubundirenden Schiffstrümmen sind jene, die bis auf die Wasserlinie heruntergebrannt sind. Be-

„Wer?“ haunte Stillfried.

„Sie, die dich selbst willst!“

„Aber gerade Ihnen waren Stillfried recht, der, ohne sich zu bemühen, auch mit Trauch gekämpft haben würde, — sei es auch nur, um den erlösenden Tod zu finden.“

„Und dann,“ fuhr Otel Theodor etwas höflicher fort, „sie hat einen Bräutigam, der Verurteilungskämpfer ist.“

Stillfried erblähte. Einen Aug nicht w:r er ungeschlüssig. Aber plötzlich kam es wie ein Aufbruch über ihn.

Er packte Otel Theodor heftig am Arm. „Wo ist sie?“ rief er aus. „Bordwärts! Ich will sie sehen!“

Mut ist die wahre Hiede eines jeden Mannes. Trotzdem gibt es Männer, die sich zwar nicht scheuen werden, mit Löwen zu kämpfen und selbst einen Gang mit einem Berufsringkämpfer zu wagen, die aber doch seine Kräfte weichen würden, wenn sich ihnen ein Trache nahe, vorausgesetzt, daß es ein alter weiblicher Trache wäre, der von Liebe zu ihnen spräche. Vor solch einem Ungeheuer haben selbst tapere Männer Angst.

Der Kandidat Reinhold Knechtig war nicht tapfer, hatte aber dennoch keine Angst. Viel zu viel Stärke hatte er auf dem wildbewegten Meere seines Lebens schon behanden, als daß er sich nicht hätte scheuen sollen, mit seinem tauenblüh ledern Hahn endlich einen sicheren Hafen anzulanden. Dieser Hahn war für ihn die Ehe. Aber nur die Ehe mit einer Frau, die Geld hatte, denn Reinhold Knechtig selbst besaß nichts als Schulden.

„Die Ehe,“ sagte Reinhold Knechtig, „ist eine Anstalt, in der entvordere ein älterer Herr ein jüngerer Anstalt, oder eine ältere Dame einen jüngerer Herrn versorgt. Und die Ehe ist ein Ort, an dem Menschen, die sich nach Ruhe und Ordnung sehnen, in Unmöglichkeit ihre Pension verzehren. Ich für meinen Teil bin lange genug Kandidat geworden. Jetzt mache ich endlich mein Rigorosum. Und gehe dann als Doktor der wahren Lebensweisheit in Pension.“

„Wer?“ haunte Stillfried.

„Sie, die dich selbst willst!“

„Aber gerade Ihnen waren Stillfried recht, der, ohne sich zu bemühen, auch mit Trauch gekämpft haben würde, — sei es auch nur, um den erlösenden Tod zu finden.“

„Und dann,“ fuhr Otel Theodor etwas höflicher fort, „sie hat einen Bräutigam, der Verurteilungskämpfer ist.“

Stillfried erblähte. Einen Aug nicht w:r er ungeschlüssig. Aber plötzlich kam es wie ein Aufbruch über ihn.

Er packte Otel Theodor heftig am Arm. „Wo ist sie?“ rief er aus. „Bordwärts! Ich will sie sehen!“

Mut ist die wahre Hiede eines jeden Mannes. Trotzdem gibt es Männer, die sich zwar nicht scheuen werden, mit Löwen zu kämpfen und selbst einen Gang mit einem Berufsringkämpfer zu wagen, die aber doch seine Kräfte weichen würden, wenn sich ihnen ein Trache nahe, vorausgesetzt, daß es ein alter weiblicher Trache wäre, der von Liebe zu ihnen spräche. Vor solch einem Ungeheuer haben selbst tapere Männer Angst.

Der Kandidat Reinhold Knechtig war nicht tapfer, hatte aber dennoch keine Angst. Viel zu viel Stärke hatte er auf dem wildbewegten Meere seines Lebens schon behanden, als daß er sich nicht hätte scheuen sollen, mit seinem tauenblüh ledern Hahn endlich einen sicheren Hafen anzulanden. Dieser Hahn war für ihn die Ehe. Aber nur die Ehe mit einer Frau, die Geld hatte, denn Reinhold Knechtig selbst besaß nichts als Schulden.

„Die Ehe,“ sagte Reinhold Knechtig, „ist eine Anstalt, in der entvordere ein älterer Herr ein jüngerer Anstalt, oder eine ältere Dame einen jüngerer Herrn versorgt. Und die Ehe ist ein Ort, an dem Menschen, die sich nach Ruhe und Ordnung sehnen, in Unmöglichkeit ihre Pension verzehren. Ich für meinen Teil bin lange genug Kandidat geworden. Jetzt mache ich endlich mein Rigorosum. Und gehe dann als Doktor der wahren Lebensweisheit in Pension.“

„Wer?“ haunte Stillfried.

„Sie, die dich selbst willst!“

„Aber gerade Ihnen waren Stillfried recht, der, ohne sich zu bemühen, auch mit Trauch gekämpft haben würde, — sei es auch nur, um den erlösenden Tod zu finden.“

„Und dann,“ fuhr Otel Theodor etwas höflicher fort, „sie hat einen Bräutigam, der Verurteilungskämpfer ist.“

Stillfried erblähte. Einen Aug nicht w:r er ungeschlüssig. Aber plötzlich kam es wie ein Aufbruch über ihn.

Er packte Otel Theodor heftig am Arm. „Wo ist sie?“ rief er aus. „Bordwärts! Ich will sie sehen!“

rüchsig war in dieser Beziehung, besonders das Wrack des norwegischen Schoners „Taurus“, das achtzehnmal gesichtet worden war, ehe es gelang, den irrenden Schiffstrümpf durch Geschützfeuer zu zerstören und zum Sinken zu bring n. Doch vorher waren zwei Schiffe mit dem Wrack des „Taurus“ zusammengefloßen, wobei es insofern noch glimpflich abgegangen war. Die Schiffskapitäne sind deshalb verpflichtet, beim Wachenamt unter Angabe der Zeit und des Orts Meldung über die Wracks zu erstatten, die sie auf ihrer Fahrt gesichtet haben.

Schach

Aufgabe Nr. 2391 von H. W. Berry in Boston. (Chekmate 1902, Seite 55.) 1900.

Wei: Kf5, Dg1, Te2, h3, Lf5, Td2, Sc3, d8, Bb2, c5, e6, d3, f2.
Schwarz: Kd4, Tt3, h6, Lh1, f6, Bb4, c2, d7, g7.
Weiß zieht und legt in zwei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 2392 von C. S. Wheeler.

Wei: Kf7, Df5, Tc2, Sb4, Bc2, e4, e5, d2, g4.
Schwarz: Kd4, Se4, Bc6, e5, f4, g5.
Weiß zieht und legt in drei Zügen matt.

Aus dem empfehlenswerten Werk „Marsyas 100 Schachpartien“ bringes mir nachfolgende

Partie Nr. 2364, gespielt durch Briefwechsel vom 2. November 1897 bis 1. Mai 1898. Springerspiel

Wei: K. Jambelli. Schwarz: Marsyas.

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 d7-d5
3. e4x5 Lf8 e6
Im Viangu sind die Züge 8... Dx5 und 9... e4 ausgelassen, alle Varianten fast eben aber hier überaus häufig ab. Um meinen Gegner fit her auf eigene Jagd zu rannassen, versuchte ich obige Reueung.

4. Sd1er e5f4 d4-e4 5. Se5
6. Lf5-e4 Sg8-h6
7. Lf1-h5+ c7-c6
8. Lf5-e4 Sg8-h6
Besser war 6. d6, h6+7. Lc4 w:m. e5 e4
9. d5x6 c6-0
10. Sd3-d4 h7x6
Schwarz hat ein bedeutend überlegenes Spiel. Dd8-b6
11. Sd4xc6
12. Sd3-d4
Der Springer hatte keinen Rückzug, mußte sich also durch abtauschen retten.
11. Ld4-b5 Td5x8
Ein notwendiger Vertriebszug. Der Ld6 verlor sich und auf Ld4 Ld2 ungeschützt. Weiß durfte keine 11... Lxh2+ nicht zulassen.
11... d8-d8

12. g7-g6
13. Kg1-g2
14. Kf2-g3
15. Kf3-g4
16. Kg3x3
17. g6-g5
18. Sd3-e4
19. Kf3-g4
20. d5x6
21. Kg4-b4
22. Dd1-d5
23. Khxh5
24. Kh5-g5
25. Kg5-f4
26. Kf4-g5
und matt.

12. g7-g6
13. Kg1-g2
14. Kf2-g3
15. Kf3-g4
16. Kg3x3
17. g6-g5
18. Sd3-e4
19. Kf3-g4
20. d5x6
21. Kg4-b4
22. Dd1-d5
23. Khxh5
24. Kh5-g5
25. Kg5-f4
26. Kf4-g5
und matt.

Aus den „Makamen des Schachier“ I.

Sprücher der Weisheit von Paul Schellenberg.

1. Wert auf, mein Sohn, und laß dir gesagt sein: „Wer Schach lernt, wird geschanden und g-plagt sein.“
2. Zwar gibt es manden, dem das alles ein ist: Er spielt und nennt es Schach, auch wenn es f. ins ist.
3. Wenn jener ganz dem Denken hat gemeint sich, So schonet dieser sein Gehirn und freut sich.
4. Drum prüfe, wenn du einhstens vor der Wahl stehst, Ob du den Weg der Freude oder den der Qual gehst!
5. Der eine ist's, wogu du den Verband brauchst, Ob du den Weg der Freude oder den der Qual gehst!
6. Das eine ist's, wogu du nur ein hölzern Regelpiel, Das andre aber ist ein seltes Regelpiel.
7. Und wenn du meinst, daß dies dir zu viel ist, So halt's mit jenem, das ja auch ein Spiel ist.